

Mond umspannt als Mythenmotiv die ganze Erde von den astronomischen Bildern der Maya-Inschriften aus Mexiko, wo der Hase im Sichelrund des Mondes sitzend dargestellt ist, bis zur indischen Buddhalegende.

Als ein wesentliches Element erscheint in den Sternmythen aus Südafrika der Zusammenhang der Gestirne mit den Kräften von *Ton und Wort*. Der Grossvater erzählt dem Enkel vom tönenden Sprechen der Sterne: „Als ich heranwuchs, hörte ich ihnen zu. Die Sterne sprachen: Ts-a-u!, Ts-a-u! Sommer ist die Zeit, wenn sie tönen.“ In der Lautfügung dieses Sternwortes liegt ein Anklang an das weitverbreitete T-a-o der alten Menschheit. — Insbesondere ist ! Gaunu, „der grosse Stern der frühen Zeiten“ Träger von Worteskraft. „Jedes Sternes Name gehört ihm als sein Eigenstes, weil ! Gaunu ihn beim Namen rief. Gesang war in der Frühzeit seine Sprache, wenn er den Sternen Namen gab.“

Eine wichtige Rolle spielen in anderen Mythen die *Dämmerungssterne*. Es gehört zum alten astronomischen Wissen aller Völker von Amerika bis nach Australien, in Asien und Europa, auf die hellen Fixsterne zu achten, die in der Morgendämmerung vor der Sonne aufgehen. Die wechselnden Sternbilder am Morgenhimmel waren die Kalenderzeichen, an denen das Fortschreiten des Jahres abgelesen wurde. Auch Tiere beachten nach der Meinung des Buschmanns diese Sterne: z. B. spürt das Stachelschwein daran, wann die Zeit seiner Jagdzüge in Tag und Jahr zu Ende geht.

Der abendliche Aufgang wird bei den hellsten Fixsternen des Himmels, Sirius und Kanopus, erwähnt. Ihnen halten die Buschmänner Feuerbrände schwingend entgegen, und rufen um Einhalt der nächtlichen Kälte. Der Sirius gilt ihnen als Stern der „Grossmutter“ oder als „Grossmutter's Auge“.

Als Gestirn des urmütterlichen Wesens ist der Sirius als Isisstern auch der ägyptischen Kultur bekannt. Überhaupt stehen in vieler Hinsicht die südafrikanischen Stämme mit dem ägyptisch-arabischen kontinentalen Raum in Beziehung und damit auch mit Europa. Die neuere Rassenkunde kommt zu dem Resultat: „Es ergeben sich tatsächlich Zusammenhänge zwischen Europa und Afrika, wohin man greift. Das ganze anthropologische Buschmannproblem weist auf das klarste nach Norden*.“

Auch die Gestirns-Sagen und Mythen deuten auf diese ursprüngliche Menschheitsverwandtschaft von Nord und Süd hin.

*) s. E. v. Eickstedt: Rassenkunde u. Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1933.

Neuerwerbungen der Basler Kunsthalle

Im ersten Stockwerk, wo früher die Flora, ein Frühwerk Maillos stand, ist jetzt ein gewaltiger Torso desselben Künstlers in Erz aufgestellt. Gewiss ist es meisterlich, aber ist es nicht ein Widerspruch in sich, einen Torso, also ein Bruchstück in einem unzerbrechlichen Material auszuführen? Zwei kleine Bronzen, ebenfalls neu, sind herrlich, aber auch hier steigt die Empfindung auf, dass Erz für diesen Künstler, der so tief das Leben versteht, nicht das richtige Material ist. Unvergesslich sind seine Terrakotten, seine Marmor- und vor allem die seltenen Holzplastiken.

Seit kurzem schmückt eine Plastik von Lehmbruck den Saal, in dem die Bilder von Hans v. Marées und Feuerbach hängen. Gegen die Aufstellung liesse sich manches sagen, da Lehmbruck einer ganz andern Zeit angehört. Bei längerem Verweilen aber wird die innere Berechtigung dieser Zusammenstellung deutlich, trotz aller äusseren Verschiedenheit. — Wie eine von ferne durch den Abendwind herübergetragene Musik schwebt es im Raume; das leicht abgewandte Haupt der Gestalt lauscht ergriffen diesen Tönen, deren Ferne in Wahrheit das menschliche Innere ist. Die Konzentration

nach innen ist so stark, dass alles rund herum zu versinken scheint und nur noch diese edle Menschenform über den Trümmern der Welt schwebt.

Wie viele der grossen deutschen Künstler der letzten Jahrzehnte, so musste auch Lehmbruck sterben, bevor er die Zeit der Reife auch nur von ferne leuchten sah; 38jährig sank er dahin und teilte so das seltsame Schicksal von Paula Modersohn, August Macke und Franz Marc.

Im Treppenhaus ist das grosse Bild von Pellegrini „der Führer“ zu sehen. Es hängt schräg gegenüber von Hodler und Munch und fügt sich sehr wohl diesem Rahmen ein, trotzdem es in der Art des Vortrages völlig anders ist. — Auf stürmischer See schwankt ein kleines Schiff, dessen rotes Segel im Winde flattert. Unwillkürlich steigen Erinnerungen auf an Darstellungen des Sturmes auf dem See Genezareth, wo verzweifelte Jünger kniefällig den Herrn um Gnade und Schutz anflehen. Dieser gebietet Wind und Wellen. — Bei Pellegrini ist alles anders. Das Boot wird von fest entschlossenen und starken Ruderern vorwärts getrieben. Sein Lenker steht am Bug und scheint völlig in sich versunken; ja er ist so sehr den inneren Stimmen hingegeben, dass er den ihn umheulenden Sturm kaum zu bemerken scheint. Alles bis auf die äussere Gestaltung deutet darauf hin, dass der Künstler einen Menschen darstellen wollte, der auch im Chaos der sturmgepeitschten See aus einer inneren, geistigen Gewissheit den Weg zu finden vermag. Geradezu ergreifend ist es, zu sehen, wie der Künstler diesem innerlich schauenden, weisen Menschen den liebenden Gefährten zur Seite stellt, der die Brücke zu den tätigen Ruderknecchten bildet. Die Farbe ist stark und klangvoll, in allen Teilen der bedeutenden Konzeption des Bildes entsprechend. *Carl Bessenich*

Bisher noch unveröffentlichte Aphorismen

J. P. V. Troxler

In die Tiefen des erleuchteten und aus den Tiefen des begeisterten Menschengemütes geht und kommt alles.

Der Körper entgeht dem Gehör, der Geist dem Auge. Das Sichtbare ist unhörbar, das Hörbare ist unsichtbar — das Aug' ist der philosophische, das Ohr der poetische Sinn, aber beide einen Geist und Materie, nur in umgekehrtem Verhältnis — daher auch die Theorien von sub- und objektiver Begründung der Schönheit relativ richtiger in Bezug auf Aug' und Geist, oder Herz und Ohr.

Die eine Schönheit ist sinnlichgeistig, die andere ist geistigsinnlich — ist Idee- oder Gefühlsschönheit, Geistes- oder Herzensschönheit und stellt sich sinnlich in räumlicher oder zeitlicher Erscheinung dar. Ist dort ein Verhältnis der Gestalten und Farben, so hier eine Beziehung der Töne und Bewegungen.

Farben sind sinnlich-geistige Ideen, Töne geistig-sinnliche Gefühle, so ist ein Doppelkreislauf von Plastik zur Poesie und rückwärts.

Das unsichtbare Denken und das lebendige Gefühl erheben sich gegenseitig, und nur mit der vereinten Kraft dringt man in die Tiefe und stellt sie richtig dar.

Wenn das wissenschaftliche Werk die Idee seines Urhebers vollkommen veranschaulicht — ist es auch schön. Und so muss das Kunstwerk wahr sein, dass es dem Urgrund der Dinge treu bleibt. Die Schönheit ist äussere Wahrheit, die Wahrheit innere Schönheit.

Es sind zwei Gegensätze, ein innerer von Gut und Schön, und ein äusserer von Wahr und Recht. Oder vielmehr, es sind nicht Gegensätze, es sind Organpole. Dann sind aber auch wieder Gut und Recht — Wahr und Schön in sich verschlungen.

Alles bewegt sich um Urgrund und Endzweck alles Wesens und Lebens — um Gott. Das Gute und Rechte geht davon aus, das Wahre und Schöne führt dahin zurück.

was man Rauschbegriffe nennen kann. Rauschbegriffe! Und fortwährend pendeln die Menschen der Gegenwart, die sich zum Materialismus bekennen, zwischen blinden Begriffen und Rauschbegriffen hin und her. Blinde Begriffe, indem sie eigentlich von allem, was geschieht, sich gängeln lassen, und wenn sie eingreifen, dann in der möglichst ungeschicktesten Weise! Rauschbegriffe, indem sie sich nur ihren Affekten, ihren Leidenschaften überlassen und sich der Welt so gegenüberstellen, dass sie eigentlich die Dinge nicht begreifen, sondern entweder alles lieben, oder alles hassen; alles nur nach Liebe oder Hass, nach Sympathie und Antipathie beurteilen. Das ist insbesondere im materialistischen Zeitalter so. Denn nur dadurch, dass der Mensch auf der einen Seite seine Seele anstrengt, um zu geistigen Begriffen zu kommen, und auf der anderen Seite seine Gefühle entwickelt an den grossen Angelegenheiten der Welt, dadurch kommt er zu klarsehenden Begriffen und Vorstellungen. Wenn wir uns erheben zu dem, was uns die Geisteswissenschaft sagt von den grossen Zusammenhängen, über die heute die materialistische Weltanschauung lacht, über Saturnzeit, Sonnenzeit, Mondenzeit, über unseren Zusammenhang mit dem Weltenall, — wenn man seine moralischen Empfindungen an diesen grossen Menschheitszielen befruchtet, dann kommt man über die blossen Affekte, die in Sympathie und Antipathie sich über alles ergehen, was uns in der Welt umgibt, hinaus; aber auch nur dadurch.

Allerdings notwendig ist, dass durch Geisteswissenschaft vieles geläutert wird, was in unserer Zeit lebt. Denn so ganz lässt sich der Mensch ja doch nicht von der geistigen Welt abschliessen. Er lässt sich überhaupt nicht abschliessen, er lässt sich nur scheinbar abschliessen. Und wie er sich scheinbar abschliessen lässt, darauf habe ich ja auch schon aufmerksam gemacht. Wenn der Mensch auf der einen Seite nur auf den Stoff schwört und auf die Eindrücke von der Aussenwelt, so bleiben die Kräfte doch in ihm, die nach dem Geiste gerichtet sind, nur dass er dann den Geist auf einem falschen Gebiet anwendet, sich allerlei Illusionen hingibt. Daher sind im Grunde genommen die allerpraktischsten, materialistischsten Leute die stärksten Illusionäre, die Menschen, die sich den stärksten Illusionen hingeben. Da sehen wir manche Leute durch das Leben gehen, indem sie allen Geist ableugnen und furchtbar lachen, wenn einer davon spricht, dass jemand Geistiges wahrnimmt. „Ach, der sieht Gespenster!“ sagen sie, und damit haben sie schon den Stab gebrochen, wenn sie von jemand sagen können: „Ach, der sieht Gespenster!“ Sie sehen allerdings, wie sie meinen, keine Gespenster. Aber sie meinen nur, dass sie keine Gespenster sehen, denn sie sehen fortwährend Gespenster, richtig fortwährend Gespenster. Man kann einen Menschen, der nun wirklich so recht fusst auf seiner derb materialistischen Weltanschauung, — man kann ihn prüfen und kann sehen, wie er sich über das, was der morgige Tag eventuell bringen kann, den allerärgsten Illusionen hingibt. Dieses Sich-Illusionen-Hingeben, das ist nur ein Ersatz dafür, dass er alles Geistige ableugnet. Er muss in Illusionen kommen, wenn er alles Geistige ableugnet; er muss notwendig in Illusionen kommen. Nur lassen sich, wie gesagt, die Illusionen auf den verschiedenen Gebieten des Lebens nicht leicht nachweisen, vorhanden sind sie jedoch überall, richtig überall. Aber die Menschen sind so geneigt, sich Illusionen hinzugeben. Man kann es z. B. alle Augenblicke einmal erleben, dass jemand sagt: Soll ich mein Geld in diese oder jene Unternehmung hineinstecken? . . . da wird ja Bier gebraut! Zu so was verwende ich mein Geld nicht; ich werde mich nicht daran beteiligen. — Er trägt es auf die Bank. Die Bank steckt selbstverständlich, ohne dass er es weiss, das Geld in die Bierbrauerei hinein. — Es macht keinen Unterschied, es macht durchaus keinen Unterschied in der Objektivität; aber er ist in der Illusion, dass er zu so niederen Dingen sein Geld nicht hergibt.

Nun kann man sagen: das, was ich da schildere, ist etwas Hergeholtes. — Es ist nichts Hergeholtes, es ist etwas, was das

ganze Leben beherrscht. Die Menschen gehen heute nicht darauf aus, das Leben wirklich kennen zu lernen, es zu durchschauen. Das hat aber eine grosse Bedeutung. Denn es ist ungeheuer wichtig, dass man dasjenige kennen lernt, in dem man wirklich drinnensteckt. Es ist heute nicht leicht, weil das Leben kompliziert geworden ist; aber wahr ist es doch, worauf ich aufmerksam gemacht habe. Denn sehen Sie, unter gewissen Umständen fällt einem eine Absurdität leicht auf. Ich will Sie auf etwas hinweisen durch ein Beispiel. Einmal wurde ein Brandstifter (ich erzähle einen wirklichen Fall) abgefasst, der aus einem Hause herauslief, das er soeben in Brand gesteckt hatte; er hatte es so eingerichtet, dass er noch gerade herauslaufen konnte. Er wurde abgefasst und zur Verantwortung gezogen. Und da sagte er: ja, er habe ein sehr gutes Werk getan, denn er habe gar nicht die Schuld, dass das Haus in Brand geraten sei, sondern die Arbeiter, die eben weggegangen seien von dem Haus, die hätten in der Dämmerung ein brennendes Licht stehen lassen. Wenn das in der Nacht heruntergebrannt wäre, so wäre das Haus dadurch während der Nacht in Brand gekommen; so habe er aber noch während des Tages das Haus angezündet. Das Haus wäre auf jeden Fall in Brand gekommen, und er habe nur das getan, um die Möglichkeit des Löschens herbeizuführen. Denn wenn das Haus am Tage in Brand komme, so sei es doch möglich, den Brand rasch zu löschen; in der Nacht sei das kompliziert, da würde das ganze Haus verbrennen, bei Tage könne man das Feuer schnell löschen. — Da hat man ihn gefragt: Ja, warum haben Sie denn das Licht nicht ausgelöscht? — Da sagte er: Ja, ich bin ein Pädagoge für die Menschheit; hätte ich das Licht ausgelöscht, so wären die Arbeiter, die beteiligt waren, unvorsichtig geblieben, so aber sehen sie, was daraus wird, wenn sie vergessen, das Licht auszulöschen.

Der Mensch in seinem Unterschiede vom Tier

J. P. V. Troxler

Vorbemerkung: Troxler versucht in seiner Anthropologie oder Anthroposophie die Anlage eines höheren Erkenntnisorganes im Menschen nachzuweisen. Dieses Organ ist ihm unmittelbarster Ausdruck der Kernnatur des Menschen. Die Kernnatur, dieses ewige unvergängliche Urbild vom Menschen selbst, nennt Troxler das „Gemüt“. Das Gemüt hat seine Beziehungen auf Geist und Körper, auf Leib und Seele, ist aber keines von diesen, noch alle zusammen. Es beliebt dem Gemüt, durch diese vier menschlichen Wesensglieder in Erscheinung zu treten. Das Gemüt hebt den Menschen über alle ihn umgebenden Naturreiche, über Mineral, Pflanze und Tier hinaus und macht ihn zu seinem eigenen Reich. Diese einzigartige Stellung des Menschen innerhalb der Naturreiche der Erde darzustellen, ihn herauszuheben aus dem Tierreich, hat Troxler als seine besondere Aufgabe angesehen. Er hatte in den späteren Epochen seines Lebens schon den Kampf aufzunehmen gegen die Tendenz der Wissenschaft, den Menschen loszureissen vom Kosmos, und ihn an das Tier zu fesseln.

Es sei hier ein Blatt aus Troxlers Nachlass erstmalig veröffentlicht. Das Manuskript stammt aus dem Jahre 1850. W. Ae.

Der Mensch, so verschiedene Ansichten man auch bisher darüber hatte, der Mensch ist ein *Ens sui generis*, das über das Tierreich erhaben ist. Er kann sich ins Unendliche vervollkommen; das Tier dagegen bleibt in einem eisernen Wirkungskreise ewig eingeschlossen, es kann nie über diesen hinaus; die Biene baut ihre Zelle, der Biber seine Hütte jetzt noch, wie vor tausend Jahren. Aber der Mensch schreitet vorwärts in seiner Kunst; und diese Vervollkommnung deutet klar auf ein künftiges, besseres Leben, in welches der Mensch durch den Tod eingeht. Und dies gibt ihm einen unendlichen Vorzug vor allen anderen Geschöpfen — gibt ihm seinen ewigen Wert.

Der Mensch ist kein Tier, so wenig und noch weniger als das Tier eine Pflanze und die Pflanze ein Irden ist. Die Wesenheit nimmt von dem leeren, dem Nichtsgleichen Sein zu und findet ihr Complement nur in Gott.

In den naturgeschichtlichen Schriften und Systemen werden die vollkommensten Tiere als Säugetiere bezeichnet und in die erste Ordnung derselben die Menschen versetzt. So machte denn der Mensch mit den Vierhändlern und den Vierfüßern als sog. menschenähnliche Tiere eine Gattung aus.

Billig erweckt es bei jedem gesunden Gefühl Erstaunen und Befremden, wenn man noch mitten in unseren aufgeklärten Tagen, da man den Menscheng Geist vergöttert und den menschlichen Körper von der Anthropologie ausschliesst, Erstaunen und Befremden, wenn man gelehrte Herren und philosophische Geister solch einen das ganze Geschlecht entehrenden und alle wahre Naturansicht verkehrenden Unsinn noch in der höchsten aller Wissenschaften hegen und pflegen sieht.

Wir bestreiten allvörderst daher die mangelhafte und fehlerhafte Einteilung des gesamten, Geister und Körper umfassenden Naturreichs, in die drei Gebiete des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs, wodurch die allzerrüttende Notwendigkeit herbeigeführt wird, das Menschengeschlecht der Tiergattung einzuverleiben oder unterzuordnen.

Jedem nur einigermaßen tiefsinnigen Naturforscher muss es einleuchten, dass der Mensch vom Tier weit mehr verschieden ist, als das Tier von der Pflanze, oder die Pflanze vom Stein. Denn es ist die innere Wesenheit ein weit bedeutenderes Moment der Unterscheidung und Rangordnung, als die äussere Erscheinung, welche übrigens mit gehöriger Schärfe erfasst und gewürdigt, allein für sich schon hinreichen dürfte, ein Menschenreich, ein viertes Naturreich, festzustellen.

Der Mensch entspringt nicht aus der Erde. Alle Menschen entspringen als Individuum, hervorgerufen durch andere Menschen, aus der absoluten Innerlichkeit und Ewigkeit.

Der wahre Ursprung ist nicht der Anfang in der Vergangenheit.

Die ersten Menschenkörper waren ätherische und so werden auch die letzten sein.

Die Atmosphäre liegt der Geburtsstätte der Menschheit näher als der zerrissene Erdball.

Selbstgespräch aus Einem Zwei — Zwiegespräch aus Zweien Eins.

In Beziehung auf das Weltall und Gott bilden die Erde und die Menschheit ein Gesamt Ganzes, in welchem der Körper durch die Erde, der Leib durch die Pflanzenwelt, die Seele durch das Tierreich und der Geist durch die Menschheit dargestellt wird. Dem Geist entspricht unter den Elementen die Luft, dem Leib das Wasser, der Seele das Feuer und dem Körper die Erde.

Aus Pestalozzis Leben

Albert Steffen

Im Januar 1799 hatte Pestalozzi die Armen Erziehungsanstalt in Stans eröffnet. Im Juni musste sie den Kriegsverwundeten übergeben werden. Schon im Juli begann der Unermüdliche, nachdem er seinen Rechenschaftsbericht über diese fünf Monate in seinem berühmten „Brief über den Aufenthalt in Stans“ abgelegt und sich angesichts von Jungfrau, Eiger und Mönch auf dem Gurnigel erholt hatte, den Elementarunterricht an der Hintersässenschule in Burgdorf. Hier regierte der Schuster und Schulmeister Samuel Dysli als Verkörperung der Borniertheit, der das grösste Erziehergenie jener Zeit als hergelaufenen Unterlehrer behandelte und als Gottseibeiuns verdächtigte, weil er den Heidelberger Katechismus nicht benutzte. Die Armeleute bekamen es mit der Angst zu tun, dass ihre Kinder, mit denen Pestalozzi seine Buchstabier- und Leseproben hielt, Schaden an der Seele nehmen könnten. Sein Genius, der sich in Stans so heilsam ausgewirkt hatte, weil er ganz auf sich allein gestellt gewesen war, fühlte sich in dieser Stickluft verküm-

mert. „Das machte mich noch ungeschickter als ich sonst bin, und wenn ich mir das Feuer und das Leben denke, mit dem ich in Stans in den ersten Tagen mir gleichsam einen Zaubertempel baute, und dann das Zagen, mit dem ich in Burgdorf handwerksmässig in ein Schulfach hineinkroch, so begreife ich kaum, wie der gleiche Mensch beides, das erste und das andere tun konnte.“

Liest man diese Worte, dann geht einem auf, warum Pestalozzi so inständig darauf drang, dass das Kirch-, Schul- und Armenwesen Sache der individuellen Existenz sein sollte und warum er stets dagegen eiferte, dass das „kalte Staatsgesetz“ in die freie Tat des Erziehers hineingriff.

Lehrer und Erzieher müssen in voller Freiheit wirken können, um Menschen heranzubilden. Und nur aus Menschen, welche gemäss ihren Anlagen sich entwickeln, werden richtige Bürger des Staates erwachsen. Die schweizerische Eidgenossenschaft unterscheidet sich ihrem Ursprung nach von anderen Staatswesen dadurch, dass sie von freien Menschen gegründet worden ist. Das war, mythisch gesprochen, die Tat der drei Tellen, die in der Gott-Natur ihrer Heimat, den Treu-Bund schlossen. Es liegt aber im Wesen einer solchen Gemeinschaft, dass sie immer wieder neu geschaffen werden muss, und zwar aus dem unvergänglichen Wesenskern der Individualitäten heraus.

Der Mensch in der Gott-Natur wirkt Geist-Geschichte.

In diesem Sinne sagt Pestalozzi: „Lasset uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können. Die Kunst Mensch zu sein, Mensch zu werden und Mensch zu bleiben, die Kunst, Menschen menschlich zu machen, diese Kunst, die du leugnest, unsinnig verkehrtes Geschlecht, und als nicht erfunden verhöhnt, ist gottlob nicht zu erfinden. Sie ist da, sie war da, sie wird ewig da sein. Ihre Grundsätze liegen unauslöschlich und unerschütterlich in der Menschennatur selber.“

Diese Kunst ist die Auswirkung der „Idee der Elementarbildung“ und beruht, wie Pestalozzi sagt, auf dem „Geist der Liebe und des Glaubens“. Auf dem Geist, — das heisst, dass sie auf Einsicht, nicht auf Blindheit begründet werden muss.

„Die Idee der Elementarbildung . . . ist in ihrem Wesen die menschliche Kunst des Christentums selbst.“

Jeder Staat, der nicht von Menschen gebildet ist, die aus ihrer Individualkraft, gemäss dem Geist der Liebe und des Glaubens, oder einer ebenbürtigen Erkenntnis, das heisst frei handeln, wird notwendigerweise Gegner des wahren Menschen Erziehers. Das hatte Pestalozzi zu erfahren, sowohl im Kleinen, wie im Grossen, durch Zwerge des Zwanges, wie Dysli, und Riesen der Gewalt, wie Bonaparte.

Aber er fand auch Menschen, die ihn verstanden und unterstützten, und zwar bei den Geringen wie bei den Mächtigen. Die Vorsteherin der Lehrgottenschule, Jungfer Stähli, erlöste ihn von seinem Quälgeist Dysli. Der Minister für Künste und Wissenschaften, Stapfer, gab Pestalozzis Bestrebungen ein Fundament durch die Stiftung der „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens“. Und bald durfte er in das Schloss, das Burgdorf überragt, einziehen. Die Regierung Berns ehrte sich selber, als sie Pestalozzis Institut als ein öffentliches, der Nation angehöriges erklärte, den ältesten Lehrern ein festes Gehalt bewilligte und die Herausgabe der Elementarbücher „ABC der Anschauung“, „Buch der Mütter“, „Rechnungsfibel“, sowie zwölf Freitische für solche, die sich in der Methode unterrichten wollten, beschloss. Es war ein Jüngerkreis, der in der „menschlichen Kunst des Christentums“ hätte wirken können, — wenn die helvetische Regierung nicht einer andern hätte weichen müssen. Und diese andere wurde eben von jenem mächtigen Gegenspieler Pestalozzis konstituiert, von dem Konsul Bonaparte.

Schon war ein Beschluss zur Finanzierung des Erziehunternehmens zustande gekommen.

Inzwischen gerieten die Parteien in der Schweiz wieder hintereinander. Unitarier und Föderalisten standen sich gegen-

Gretchen zusammenführt: geistige und physische Welt werden ineinander dichterisch verwoben; nachdem sie einem auseinandertreten, werden sie miteinander verwoben. Da haben Sie gerade in dieser Faustschöpfung einen der ersten grossen Versuche für den fünften nachatlantischen Zeitraum, die zwei Dinge miteinander zu verbinden: die physische Welt der Phänomene, der Erscheinungen, und die geistige Welt der Imaginationen. Und das bildete für Goethe gerade die Schwierigkeit — man kann das aus seinen Gesprächen mit Eckermann ersehen — das bildete für Goethe gerade die Schwierigkeit, die gewaltige Schluss-Imagination hinzustellen, die das längst durch die Pforte des Todes gegangene Gretchen mit dem Faust wiederum *zusammenbringt*, und so die ganze Welt, die Faust nach dem Tode des Gretchens erlebt hat, diese Welt der physischen Erlebnisse, die Faust nach dem Tode erlebt hat, auch bedeutungsvoll macht für das Gretchen. Gewiss, Faust ist ja auch tot, als er das Gretchen trifft, aber man sieht, dass die Wirksamkeit des Gretchens gedacht ist im Zusammenhange mit Faust; während alle diese Erlebnisse Fausts vom Anfang des zweiten Teils bis zu dem Tode, den er selbst durchmacht am Schlusse, im Zusammenhang gedacht sind mit dem, was oben in der geistigen Welt geschieht, in der ja schon Gretchen ist.

So stellte schon Goethe zunächst dichterisch einen Geist dar, der da versucht, die zwei Einseitigkeiten miteinander zu verbinden, eine Synthesis herauszugestalten. Und gerade das kann man bei Goethe so bewusst finden. Man denke sich einmal, wie Goethe seinerseits ja auch gestrebt hat nach einer Erkenntnis der Verwandtschaft der Lebewesen, aber nicht, indem er eine bloss physische Ordnung gesucht hat, sondern indem er versuchte, durch Imaginationen diese Verwandtschaft zu befruchten, die sich ihm in der Anschauung ergeben hat.

*

Goethe hat sich — das mag Ihnen ja zur Genüge hervorgehen aus dem, was aus dem „Faust“ auf Sie gewirkt hat — Goethe hat sich, bevor er zu seiner Metamorphosenlehre gekommen ist, wohl beschäftigt mit demjenigen, was ihm in seiner Zeit zur Verfügung stehen konnte an Erkenntnissen der geistigen Welt; und er hat verschiedene Wege, verschiedene Mittel kennengelernt, durch die der Mensch versuchen kann, sich der geistigen Welt zu nähern. Erst nachdem durch die Erfahrungen, durch die Erlebnisse mit diesen Mitteln und Wegen, Goethes Geist sehr vertieft war, ging er daran, naturwissenschaftliche Ideen zu fassen. Und da sehen wir denn zunächst, wie Goethe, als er nach Weimar gekommen war und ihm nach und nach die Mittel der Jenaer Universität zur Verfügung standen, alles tut, um seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Einsichten zu bereichern, aber zugleich auch alles tut, um zusammenhängende Ideen zu gewinnen über die verschiedenen Formen der Organismen. Und dann wiederum sehen wir, wie Goethe seine italienische Reise antritt, wie er, während er auf der italienischen Reise ist, alles, was ihm entgegentritt an Pflanzen- und Tierformen, ins Auge fasst, um die innere Verwandtschaft der Pflanzen- und Tierformen in der reichen Mannigfaltigkeit zu studieren, die ihm jetzt entgegentrat. Und in Sizilien endlich glaubte er dasjenige gefunden zu haben, was er seine Urpflanze dann nannte. Was dachte sich Goethe als Urpflanze? Diese Urpflanze ist nicht ein sinnliches Gebilde. Diese Urpflanze nennt Goethe selbst eine sinnlich-übersinnliche Form. Sie ist etwas, was nur im Geistigen angeschaut werden kann, was aber in diesem Geistigen so geschaut wird: Wenn man nun eine bestimmte Pflanze sieht, so weiss man: diese bestimmte Pflanze ist eine besondere Ausgestaltung der Urpflanze, aber keine sinnlich-wirkliche Pflanze ist die Urpflanze. Die Urpflanze ist ein sinnlich-übersinnliches Wesen, das in allen Pflanzen lebt. Bis zu dieser Idee also brachte es Goethe: nicht bloss zu verfolgen die verschiedenen sinnlichen Formen, sondern die eine Urpflanze in allen Pflanzen zu suchen. Damit

hatte er — man könnte sagen — das, was als Metamorphosenlehre immer existiert hat, sehr wesentlich vertieft; und es lag ihm nahe, nun auch anzuwenden die Idee dieser Metamorphosenlehre im weiteren Sinne auf das Organische, auf das Lebendige.

Von I. P. V. Troxlers Anthropologie

Willi Aeppli

Von seinem zwanzigsten Lebensjahre an bis in sein höchstes Alter war Troxlers Streben darauf gerichtet, eine umfassende, der Wirklichkeit entsprechende Anthropologie zu begründen. Seine sämtlichen philosophischen Schriften stellen immer neue Versuche dar, das Menschenwesen zu erfassen und den Zeitgenossen Kunde von ihm zu geben. Eine neue Menschenkunde zu schaffen, schien ihm dringendstes Erfordernis der Zeit zu sein. Die Kenntnis der menschlichen Natur — so schreibt er einmal auf einem Zettel — ist für Jeden, der ein Mensch sein und werden will, unentbehrlich notwendig. Anthropologie ist in allen Kenntnissen, die wir uns erwerben und allen Geschäften des Lebens, die wir betreiben, das wichtigste Ziel. Sie ist besonders für die nötig, welche Menschen dienen oder sie leiten wollen. Ohne wahre Menschenkunde gibt es keine des Menschen würdige Theologie, keine Medizin, kein Jus, keine Pädagogik. („Auch die Religionslehre muss aus der Natur des Menschen hergeleitet werden, und ohne Menschenkenntnis findet ihre zweckmässige Anwendung nicht statt.“)

Troxler wusste wohl, dass er nach neuen Wegen des Forschens suchen müsste, um diesem höchsten Ziele seines Erkenntnisstrebens näher zu kommen. Zunächst hatte er die zwei vielbegangenen Irrwege vor seinem Auge: die philosophische „Spekulation“ und die wissenschaftliche „Empirie“. Dort sah er bloss Begriffe und Schemen, entstanden aus „bodenloser Abstraktion“, an die Stelle wahrer wissenschaftlicher Erkenntnis gesetzt, und hier trat ihm entgegen ein „Verzicht-leisten auf Idee und Gestaltung des ins Ungeheure aufgehäuften Materials.“

Troxler versuchte diese zwei Wege, die nach verschiedenen Richtungen hin den Blick vom Menschenwesen ablenkten, zu vermeiden. Wir wissen im Einzelnen aus seinen Schriften nicht viel über diesen inneren Weg, das Äussere zu erkennen. Immerhin liegen zahlreiche Andeutungen vor, um mit Bestimmtheit sagen zu können, dass es sich bei Troxler um Ver-suche handelte, durch Meditation sein Denken so zu erkräften und umzuwandeln, dass es zu geistiger Wahrnehmung führen müsste. Dass er durch irgendwelche Schriften oder durch eine Menschenbegegnung auf diesen Weg geführt wurde, ist nirgendwo angedeutet und wohl kaum anzunehmen.

Troxler stellt seinen Erkenntnisweg dar als eine neue und höhere Art des Philosophierens. Er nennt seine Philosophie Offenbarungsphilosophie, womit er andeuten will, dass diese Art des Philosophierens in diejenigen übersinnlichen Gebiete des Menschen und der Welt hineinführen könnte, von denen bisher die Menschheit durch „göttliche Offenbarung“ Kunde erhalten hat.

Von seiner Anthropologie sagt Troxler mehr als einmal, sie wäre ein erster Versuch, den Menschen so darzustellen, wie er „vom Standpunkte der mystischen Intuition und Meditation erscheint“.

Nun weiss Troxler ganz genau, dass die Anthropologie, die er aus sich herauschaffen möchte, keine Anthropologie im damals (und auch heute noch) üblichen Sinne ist, und er nennt sie deshalb Anthroposophie. Er spricht von „unserer Anthroposophie“, als ob er sie schon eindeutig aus sich herausgesetzt hätte, als ob sie auch für seine Zeitgenossen sichtbar wäre als Realität. Aber ebenso eindeutig sagt er von der Anthroposophie: Ich sehe sie am Horizont der Erkenntnis auftauchen, noch nicht anders denn wie eine Fata Morgana, die ja auch auf eine Realität hindeutet. Er sprach von seiner

Anthroposophie wie eine Mutter von „ihrem Kinde“, aber von dem Kinde, das für die irdische Welt noch gar nicht geboren ist, das sie noch unter ihrem Herzen trägt. Es ist da, real, aber der irdischen Welt noch nicht übergeben. Nicht anders war es bei Troxler. Er trug die „Anthroposophie“, d. h. das „Bild des Menschen“, als ein Wirkliches in sich, in seinem Herzen, in seinem Gemüt. Dieses sein Geisteskind zu gebären, war ihm jedoch noch nicht vergönnt. So spricht er von der „Anthroposophie“, von seinem „Menschenbild“, als von etwas Wesenhaftem, mit dem er auf das Innigste verbunden ist, mit dem er vertraut ist; und doch bleibt sie Zeit seines Lebens ein Gezeugtes wohl, aber ein noch Ungeborenes — ein Wesen, das auf dem Wege ist, geboren zu werden. Troxler hat die Geburt der Anthroposophie nicht mehr erlebt.

In Troxlers Nachlass finden sich einige Blätter, auf denen er in sechzig Sätzen die Grundzüge des Systems und der Methode der Anthropologie aufgezeichnet. Die Aufzeichnungen — sie sind zwar mit keiner Jahreszahl versehen — stammen aus Troxlers Berner Zeit (1834—1853). Sie bilden entweder die Grundlage oder dann die Zusammenfassung seiner Vorlesungen über die Anthropologie an der Berner Hochschule.

Aus diesen sechzig Sätzen mögen einige hier erstmalig veröffentlicht werden.

Grundzüge des Systems und der Methode der Anthropologie

Die ganze Philosophie kreiset um die Anthropologie, als ihren Mittelpunkt, alle philosophischen Wissenschaften bewegen sich um sie, wie um ihren unsichtbaren Schwerpunkt. Die Anthropologie, die Kunde und Lehre von der Menschennatur, ist Keim und Wurzel, Blüte und Frucht aller philosophischen Wissenschaften, selbst aber die höchste Schöpfung und Vollendung der Philosophie.

Es wird eine Zeit kommen und sie ist nicht mehr ferne, da es eine philosophische Anthropologie oder was wir Anthroposophie nennen, geben wird, und der Theolog und Moralphilosoph, der Jurist und Politiker, der Arzt und Physiolog werden zu diesem eigentlichen Quellenstudium sich wenden, und aus diesem, von welchem alle natürlichen und lebendigen Wissenschaften ausgehen und zu dem alle positiven und historischen zurückführen, die leitenden Ideen und Maximen ihrer Theorie und Praxis schöpfen. Aber eben deswegen muss die Anthropologie auch all die Gebiete und Bereiche dieser Wissenschaften und Wirksamkeiten umfassen und in sich aufnehmen.

Wenn der Mensch als Ebenbild Gottes, in seiner Individualität das ganze Universum, gleichsam alle Strahlen der gesamten Naturtätigkeit vereinigt, wenn er nicht nur Band zweier Welten, sondern die beide in sich begreifende Einheit ist, wenn er nicht nur der Schlusstein einer unendlichen Vergangenheit und der Anfang einer ewigen Zukunft, sondern das Mass aller Zeiten, Räume und Dinge ist, so muss eine würdige Kunde und Lehre von seiner Natur, von ihrer Anlage, Entwicklung, Ausbildung und Vollendung weit über all das hinausreichen, was bis jetzt als rationale oder empirische Psychologie, als Physiologie, organische Physik oder Naturgeschichte des Menschen, als moralische, psychische, teleologische, biblische, physiologische oder metaphysische und als pragmatische Anthropologie aufgestellt und in Umlauf gesetzt worden ist.

All diese so oder so genannten Psychologien, Physiologien und Anthropologien sind nur vereinzelte und abgeschiedene Seiten und Teile, Kräfte und Akte, Stufen und Arten, Zweige und Glieder einer und derselben, ganzen und unteilbaren, umfassenden und vollendeten Kunde und Lehre von dem Menschen. Sie sind gleichsam nur die disjekta membra Poeta und

verhalten sich zur eigentlichen Anthropologie, wie dies oder jenes Torsostück zur gebrochenen oder vielmehr zur Statue, welche man in einem eiteln, unkünstlerischen Versuche aus besonders geformten Bruchstücken zusammensetzen zu können wähnte.

Dies ist nicht die Schuld weder der Natur noch des Geistes im Menschen, wohl aber einseitiger und ausschweifender, sich selbst nicht verstehender und unbeholfener Empirie und Spekulation, welche in neuerer und neuester Zeit bald unter sich getrennt, bald unter sich vermischt, für Philosophie gegeben und genommen ward. So wie die Wahrheit und Gewissheit alles Bewusstseins und Erkennens hat auch der menschliche Geist den Brennpunkt alles Irrtums und Zweifels in sich, und wenn man ihn mit einem Spiegel des Universums vergleichen wollte, hätte man nie vergessen sollen, dass die Natur, welche ihn emporträgt und die er entwickelt, ebensowohl Folie als Objekt, ebensowohl leuchtendes Licht als sehendes Auge ist.

Aber noch weniger hätte man vergessen oder verkennen sollen, dass der menschliche Geist, wie er in der so eben erwähnten Philosophie erschien und sich ergriff, nur das Wahrzeichen und der Widerschein eines noch höheren inneren Lichtes und Auges, einer sowohl übergeistigen als übersinnlichen Natur sei, welche uns durch das Evangelium offenbart worden, und deren alle Menschen in sich selbst auf eine wesentliche und lebendige Weise inne werden, in die sie auch selbst verklärt und vollendet werden sollen.

Jedoch im grossen Gang der Entwicklung und Ausbildung, der Erlösung und Befreiung des menschlichen Geistes war es göttliche Naturnotwendigkeit, dass die Schule von der Kirche sich emanzipierte, und die Philosophie selbst in sog. Gottesgelahrtheit und in eine von ihr sich immer mehr und mehr losreissende Weltweisheit zerfiel. Dieser Zerfall war freilich der tiefste und grösste, welchen die Philosophie erlitten, indem der menschliche Geist sich selbst in ein jenseitiges, supranaturalistisches u. in ein diesseitiges rationalistisches Prinzip spaltete. Es war auch aber diese Wiederholung des Sündenfalls mitten in der Kulturgeschichte zugleich eine Felix culpa oder ein heilbringendes Vergehen, denn der lebendige Urquell des den Rationalismus in sich aufnehmenden Supranaturalismus konnte nur in dieser, sowohl über die selbst bloss rationalistische Enteignung oder Vereinigung der zwei Elemente erhabenen Tiefe aufgefunden werden.

Aus diesem von der ewigen Geistersonne durchstrahlten Himmelsraum fällt aber auch, wie aus der ihm allein durchgängigen Kuppel das Licht in den Dom der Philosophie, und der Mensch lernt als innerstes Heiligtum seiner einen und ganzen Natur das Geheimnis und Wunder erkennen und verehren, wodurch Gott in dem Menschen menschlich ist und der Mensch in Gott göttlich wird. Daher erkennen wir auch weder das Göttliche noch das Menschliche im Menschen, und zwar das Eine und Andere weder in seiner Abstraktion noch in seiner Konfusion, sondern nur die Einheitsentwicklung des Einen aus dem Andern für die eigentliche Menschennatur an, welche weder der Supranaturalismus noch der Rationalismus, die in Unmenschlichkeit und Naturwidrigkeit ihren gemeinsamen Grund haben, zu fassen im Stande ist.

Hier ist der grosse Knotenpunkt der zwei Welten und Zeiten, Wesen und Leben, welche nicht auseinander und nacheinander, sondern ineinander und miteinander sind, deren Unterschied und Zusammenhang aber ebensowenig nach den Reflexions- und Abstraktionsbegriffen von Dualität und Identität, denen übrigens sich ebensowohl die Gottesgelahrtheit als die Weltweisheit als den leitenden Dioskuren untergeordnet

hat, verstanden und erklärt werden kann. Es ist der eine und selbe, der ganze und stete Mensch, der in den Welten von Dies- und Jenseits, von Jetzt und Dereinst nur in Dasein und Gestalt verschieden und in Zustand und Wandel geändert ist oder wird.

(Fortsetzung folgt)

Nietzsches Entscheidung gegen sein Ich

H. Herbert

Nietzsches Denken, das die beiden Gewissheiten — einer verschwisterten Natur einerseits, der Bindung nach oben andererseits — voneinanderreiss, muss überall in Zerspaltung, im tragischen Widerspruch zu seinem besten Willen enden. Seine Vereinheitlichung des Menschen, jene gigantische Konstruktion der starken und morallosen Zukunftsnatur, weiss nichts von der wahren menschlichen Totalität, d. h. von ihrer Teilhabe an zwei gekreuzten — und daher im Kreuzeszeichen anschaulichen — Verweisungen.

Dieses Auseinanderbrechen, diese Kluft breitet sich ganz gesetzmässig auch auf das innere Verhältnis zu sich und seinem Werk aus. Mit Staunen erleben wir immer wieder, wie diese gewaltige Lehre eines neuen Lebens Nietzsches Sein, das eigentliche Gesetz seines Wirkens gar nicht enthält. Es steht, je länger desto schärfer, im Widerspruch (oft als reinen Gegenwert) zu dieser Zukunftslinie des Übermenschen. Sieht man aber ab von seinen tatsächlich geübten Eigenschaften, um im Anblick dieser Diskrepanz ein Erlebnis seines „Leidens an sich selbst“ zu erhalten, so ergibt sich eine ungeheure Identität mit dem Werk, insofern es eben eine einzige Ausklammerung sowohl der ideellen als auch der „positivistischen“ Bindung ist. Seine „Gegenwelt“ ist schliesslich nichts anderes als das erschütternd schöne Abbild für den unaufhörlichen, frontalen Kampf gegen sein eigenes zentrales Sein.

Oft bricht diese Tragik — sie muss als unfruchtbare erscheinen, weil jedes Korrigieren beseitigt wird — mit blitzartiger Helle hindurch. So wenn er schreibt, er werde „seine Taten ebenso verdauen, wie er die Mahlzeiten verdaut“ — oder, er werde sich „von sich selber“ (von seinem Menschentum) erlösen können. Wie deutlich steht daneben das Bewusstsein des eigenen Lebensgesetzes? „Man hat gut reden von aller Art Immoralität; aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten; — langes oder kürzeres Siechtum und Untergang wäre mein Los, ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Untat und von der Bestrafung derselben.“

In der Regel bricht sich das Bewusstwerden der Selbstverfälschung aber schon im Schillern der Ironie, im SichÜberschlagen der Gedanken, oft auch im Lachen (einer Waffe, die im Auftauchen der Gefahr eine ganze Situation ablehnen kann); oft muss auch der beschwörende Tonfall den klaffenden Hiatus überdecken, aus dem der Selbsthass aufsteigen will. Zumindest aber lässt sich in allen persönlich gehaltenen Aussprüchen der stete Ausdruck für die Unversöhnlichkeit seiner Selbstentzweiung auffinden. Man braucht nur das Satzgefüge dieser glänzenden Stilistik zu untersuchen. Die Dialektik verschärft sich immer mehr; da ist eine unbeirrbar — fast systematisch zu nennende Verfestigung des inneren Zwistes. Man kann die Intelligenz bewundern, mit der sich der Selbstwiderspruch in Satz und Gegensatz voranbewegt, wie er inschier Ungemessene, ja ins Kosmische hinauswächst.

In der Umwertungszeit sagt Nietzsche mehrfach, er habe den grossen Gedanken gefunden, der die Geschichte der Menschheit in zwei grosse Hälften zerspaltet. Mit Sprengkräften des Dynamits sieht er diesen Gedanken begabt. Gelegentlich braucht er das Bild, er schieesse als alter Artillerist mit diesem Gedanken die Menschheit in zwei Teile auseinander. Ganz folgerichtig erscheint dieses Bild. Der äusserst mögliche Punkt eines zersprengten Ich kann nur dieses Erleben sein. „Mittag“ und „Mitte“ sind Worte furchtbarster Entscheidung, sie werden als brennende Zeichen jener un-

aufhaltbaren Krisis erlebt, an deren Ende die heillose Zerklüftung des Früheren und Späteren, des Oberen und Unteren steht. In dieser Zeit entstand der „Antichrist“.

Um das Mass des Leidens zu ermessen, bedenke man, dass dies die äusserste gedankliche Spitze eines Erkenntnis-suchers ist, dessen Naturell sich darstellt als kindlich grossherzig und arglos, freundlich teilnehmend am Kleinsten, neidlos, sanft und unegoistisch, treu in der Freundschaft, aufopfernd im Werk und in der Ehrung der Grossen, meilenfern allem Niedrigen, ritterlich, friedlich, liebeverlangend und wahrhaftig. Kein Wunder, dass er eine wachsende Wehrlosigkeit gegen das Mitgefühl empfand, und dass der Mangel an Schutz- und Trutzwaffen ihm als schwere Belastung seines Erkenntnislebens erschien. An Overbeck schreibt er einmal: „Und immer mehr sehe ich ein, dass ich nicht mehr unter Menschen passe — ich mache lauter Torheiten (ich bin, im Vertrauen gesagt, 1. viel zu aufrichtig und 2. bis zum Exzess gutmütig, so dass alles Unrecht immer auf mir liegen bleibt) . . . ich bemühe mich, allen denen gegenüber wohlwollend und gerecht zu sein, welche es nicht gegen mich sind“.

Nietzsches Bedürfnis nach wärmender Liebe kann nur der ermessen, der auch einen Begriff von seiner metaphysischen Vereinsamung besitzt. Die Kälte der Region, in welche der abgefallene Ich-Geist gerät, wird als Eis, Gletscherhöhe, Felsenstarre ein häufiges Motiv seiner Seelenlandschaft. 1887 schreibt er an Overbeck, dass ihn in den letzten 15 Jahren nicht ein Mensch „entdeckt“, ihn nötig gehabt, ihn geliebt habe. „Mein ganzer „Zarathustra“ ist aus dieser Entbehrung gewachsen — wie unverständlich muss er sein!“ Es ist dabei zu bedenken, dass das im Abfall versteinerte Ich — bei allem Liebesbedürfnis — als ein Block objektiven, nicht gewussten Hasses wirksam wird. Hier liegt der Grund, warum auch seine Sprechweise über die Fragen Weib, Liebe, Ehe bei allem mühenden Verstehenwollen nicht über diejenige eines Belauerers und Zaungastes hinauswächst.

Das wirklich Tragische ist: Sobald sich Nietzsche schaffend verhält, tritt seine längst vollzogene Parteinahme für den Sprung über sich selbst — der ein endgültiger ist — in Erscheinung. Er ist fest gegen die Anrufe, die das Leben ihm bringt. Kein Wissen ist stabilisiert, das die Flucht aufhalten könnte. Ahriman und Luzifer arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Man ermesse die Qual dieses unvollzogenen, immer weniger vollziehbaren Bewusstseins! Es ist unheimlich wach, und mit aller Tätigkeit entbindet sich nur noch mehr — es wird Überbewusstsein. Hier entspringt Nietzsches Forderung nach der furchtbaren im Lebensjenseits verankerten Wachheit, die sich vor keiner „Verführung“ einschläfern lässt: die Verewigung der Flucht. (Man halte daneben Nietzsches gespanntes Verhältnis zum Schlaf, diesem Akt der Zustimmung und des Vertrauens in eine Selbstbindung!)

Welch kindlicher und zugleich grausiger Ausdruck dieser kosmischen Pressung ist in dem Briefwort an Overbeck: „Wie gerne möchte ich mit Dir und Deiner verehrten Frau zusammen lachen (mich über mich selber totlachen!!!)“. Ein Höhepunkt im Erlebnis des eigenen Hinausgeworfenseins aus allen Weltzusammenhängen ist ein Nachlasszettel. „Ich will das Leben nicht wieder. Wie habe ichs ertragen? Schaffend. Was macht mich den Anblick aushalten? Der Blick auf den Übermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selber zu bejahen — ach!“

Die Echtheit und Grösse dieses Denkerschicksals ist es, was zu stets neuer Verehrung bewegen kann. Seine so exponierte und unaufhörliche Ausgesetztheit unter dem Zug und Druck der geistigen Welt spiegelt das lebendige Wirken der beiden Seelenmächte wie nirgends in der modernen Welt. Der Geist aber — das ist die Lehre — erkennt seine Zuordnung zu den unteren Seinselementen. Er schafft die wahre Wirklichkeit, wenn freies Willen die natürliche Welt bindet und, sie durchbrechend, in seine Höhen trägt.

(Die Zitate aus W. Michels Buch: „Nietzsche in unserem Jahrhundert“.)

Es liegt ihm ausserordentlich viel daran, es in die Öffentlichkeit zu bringen. Er lässt es drucken. Aber als die Auflage fertig ist, stirbt er, und die Hinterbliebenen lassen es aus Mangel an tieferem Verständnis einstampfen.

Nobel war herzkrank geworden, wohl infolge seiner von ihm so beklagten Zerrissenheit in Weltmanntaten und Eremitensehsucht. Welche Ironie des Schicksals: er bekommt unter dem Namen „Trinkin“ dasselbe Mittel als Medizin, das zur Dynamitherstellung von ihm gefunden wurde: Nitroglycerin!

Von seiner tiefen Verantwortlichkeit zeugen viele Briefstellen und nicht zuletzt sein Bedürfnis, wieder und wieder sein Testament zum Segen für die Menschheit zu ändern oder an seinen Jugenddichtungen Härten auszumerzen.

Es konnte in meiner (1934 geschriebenen) dramatischen Skizze in der Gestalt der Katja eine höhere Menschenerkenntnis angetönt werden, da mir bekannt ist, dass in der Umgebung Nobels solche Möglichkeiten veranlagt waren.

Um die Wirkung des Nobelschen Werkes in die Zukunft veranschaulichen zu können, mussten in der Gestalt des Assistenten die ersten Anfänge der Giftgasindustrie angedeutet werden.

Möge die Aufführung bei der heutigen Weltspannung als Aufruf an die Einsicht der Menschen wirken!

Von I. P. V. Troxlers Anthropologie

Veröffentlicht von Willi Aepli

(Schluss)

So wenig die Geburt der Ursprung, ist der Tod die Vollendung des Menschen. Geburt ist nur Anfang, Tod nur Ende eines gewissen Lebenszyklus der menschlichen Natur. Eben so ist der Körper nicht der Urgrund noch der Geist das Endziel des Menschen, der Körper ist nur der Umfang, der Geist nur die Mitte einer bestimmten Wesenssphäre der menschlichen Natur.

*

Eine unendliche Vergangenheit und Aussenwelt liegt vor und ausser, und eine ewige Zukunft und Innerlichkeit liegt in und über uns. Die Gegenwart und Anwesenheit sind das Zeitliche und Endliche im Ewigen und Unendlichen. Was einander äusserlich auszuschliessen und aufzuheben scheint, das ergänzt und vollendet sich innerlich. Die scheinbare Gestalt und Bewegung ist in allem geradezu die entgegengesetzte und verkehrte von der wirklichen. So verhält sich die Richtung der Natur zu der des Geistes. Geist und Natur sind nicht nur verschieden, sondern sich entgegengesetzt, und gelangen nur durch die vollendetste Entgegensetzung zur Einheit.

*

Es gibt kein Wesen ohne Leben und kein Leben ohne Wesen, so wenig als ein Dasein ohne Wandel oder einen Wandel ohne Dasein. Was immer wahrhaft existiert oder lebt, ist materiell und dynamisch, hat eine Substanz und Potenz, welche durch Organisation und Periodizität nach Bestand und Fortdauer strebt. (am Rand: die zweite Richtung Doppelsubstanz. Geist und Freiheit, Natur und Notwendigkeit.)

*

Wie also die bisher herrschende Psychologie und Physiologie in ihrem Gesamtbegriff stets damit endete, dass sie entweder den Dualismus oder die Identität, angeblichen Faktoren der menschlichen Natur, ausschloss oder aufhob und so mit ihrer Verkehrtheit der Willkür und dem Zufall dem Tode und dem Nichts zuarbeitete; so hat nun gegenteils unsere *Anthroposophie* den Charakter eines schöpferischen, beseelenden und belebenden Prinzips angenommen, indem sie von der Ur-einheit aus und in die Vollendungseinheit aufgeht, welche in Gott als absoluter Einheit ewig besteht, im Menschen in relativer und opponierter Unterscheidung und Wiederbeziehung

sich entwickelt und gemäss dem Organismus und Lebensprozess der menschlichen Gesamtnatur sich selbst durchkreuzend umwandelt.

*

Der alte scolastische Satz: *In compositis non datur Unitas nisi abstracta et formalis* — hat seine volle Richtigkeit und hohe Bedeutung; aber eben darum entspringt aus der Zusammensetzung von Geist und Körper, von Seele und Leib nur der *Erscheinungsmensch* unserer Reflexion, der so wenig Bestand und Wahrheit hat, als ein *Geist* ohne *Körper* oder eine *Seele* ohne *Leib*.

*

Es könnte scheinen, als ob vorstehender Satz zur Leugnung der Individualität und Unsterblichkeit des Menschen führen müsse; allein dies ist eben nur Schein, welcher dem Wahn entspricht, dass ein Körper *ohne Geist*, ein *Leib ohne Seele* entstehen und bestehen könne. Es sind dies die Lehre des Todes und des Nichts, jene der spiritualistischen Schrift-Gelahrtheit, diese der materialistischen Weltweisheit.

*

Die Lehre des Seins und des Lebens ist dagegen die Lehre des Evangeliums und der Philosophie, welche vor der Welt Torheit, vor Gott aber Weisheit ist. Diese göttliche Verkehrtheit teilen wir nun auch, indem wir in unserer Anthroposophie den Standpunkt der von dem Glauben getrennten Vernunft, wie den eines vom Wissen losgerissenen Schauens verlassend, den Standpunkt einer durch den lebendigen Geist der Offenbarung erleuchteten Philosophie eingenommen haben.

*

Auf diesem Standpunkte, dem letzten und höchsten, welchen der Mensch in diesem Dasein und Wandel gewinnen kann, der alle vorgehenden und untergeordneten in sich aufnimmt und bekehrt, welchen ich den Sensualismus des inneren höheren Wesens und Lebens des Menschen nennen möchte; auf dem Standpunkte der mystischen Intuition und Meditation erscheint die reale Substanz und substantiale Potenz der individuellen und unsterblichen Persönlichkeit des Menschen als die höchste innigstwahre und selbstgewisseste Idee der göttlich-menschlichen Natur. Hier ist aber auch die höchste Mitte und tiefste Einheit, welche Diesseits und Jenseits des Ewigen und Unendlichen, vermittelnd, die Frucht dieser Welt und der Keim der andern, das Prinzip und Produkt, die Basis und das Resultat unserer Anthroposophie ist.

*

Der Mensch trägt in seinem Körper den materiellsten Geist, und sein Gemüt ruht auf der geistigsten Materie des Universums. Das ist das Pfand und die Bürgschaft der Verwandtschaft der menschlichen Natur mit Gott und der Grund seiner Erhabenheit über andere Geschöpfe und Schöpfungen. Die geistige Verkehrtheit, die Antiphilosophie wollte aber bald durch Entgeistung der Materie, bald durch Immaterialisierung des Geistes zur Idee der göttlich-menschlichen Natur gelangen und hob dadurch in dem einen Fall das Gemüt, in dem andern den Körper des Menschen auf, verrückte und zerstörte so den Menschen selbst und machte alle Anthropologie unmöglich.

*

Die Philosophie verfährt gerade umgekehrt, doch nicht nur so, dass sie der Negation und Privation die Affirmation und Position entgegensetzt, sondern, dass sie aus dem Widerspruch und der Verkehrtheit die Einstimmung und Naturordnung herstellt, und so zu jenem übernatürlichen Sein und Geist sich erhebt, in welchem die innere Wahrheit und Gewissheit der Offenbarungsmythen, erst im Glauben, dann im Schauen erkannt und entwickelt werden können.

*

In einer auf diesen Grundlagen gebauten Anthropologie kann und soll daher auch von einer solchen als Mittelding zwischen Physiologie und Psychologie so wenig die Rede sein, als von einer Nebeneinanderstellung derselben als zwei selbständigen für sich bestehenden Wissenschaften; denn diese Vereinigung sowohl als diese Absonderung ruht auf Voraussetzungen der Abstraktion und umfasst das eigentlich Göttliche und Menschliche im Menschen, Ursprung und Endziel seiner Natur und ihrer Entwicklung ausschliessend, nur den kleinsten und geringsten Teil der Aufgabe; die Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe von diesem Standpunkte aus inbegriffen.

Wir einteilen und bestimmen oder organisieren und dynamisieren vielmehr die Anthropologie auf folgende Weise:

1. Die Philosophie des körperlichen Menschen, Physiologie des Naturlebens oder somatische oder physische Anthropologie (Zoe) Leib und Körper.
2. Die Philosophie des psychischen Menschen, Physiologie des Seelenlebens oder psycho-zoische, psychische Anthropologie (Psyche) Seele und Leib.
3. Die Philosophie des übersinnlichen Menschen, Physiologie des inneren Gemütslebens oder dianontische, metaphysische Anthropologie (Geist und Herz) Pneuma.

Nur in diesem Sinne mag die 1. Physiologie, die 2. Psychologie und die 3. Anthropologie heissen, ein physiologisches Element der Psychologie und ein psychologisches in der Physiologie.

Die Primel

Dr. A. Usteri

Zu den „Märzblumen“ genannten Kräutern gehört unter anderen die Schlüsselblume, die Primel. Im Grunde verdient diesen Namen bloss die „Erdprimel“, denn die anderen öffnen ihre Blüten später als sie, im April und Mai. Doch achte man auf die Stimmung, die auch ihre Verwandten auslösen. Es zeigt sich, dass sie jener gleich kommt, die der März, auch ohne die entsprechenden Pflanzen, in uns wach ruft.

Dodekatheton, Zwölfgott war der Name, den man ihr und ähnlichen Gewächsen verliehen hatte. Er wurde, im 18. Jahrhundert, von Linné auf ein anderes Gewächs, das aber auch zu den Primulaceen gehört, übertragen. Man wollte darauf hindeuten, dass die entsprechenden Pflanzen die zwölf aus dem Tierkreis strahlenden Kräfte zu spiegeln vermögen. Man sah Götter im Zodiakus thronen und die Erde mit ihren Gaben durch Vermittlung der Sonne beschenken. Der Mensch — so dachte man sich die Beziehung zu den Zwölfen — wird in ihrer Schule im Laufe von Jahrtausenden sein Erdenziel erreichen. Die zwölf Taten des Herkules liessen die Griechen erahnen, was zu tun war.

Die Primeln entfalten ihre höchste Kraft in den himmelwärts gewendeten Teilen: In Blüten, Früchten und Samen. Die moderne Pflanzenkunde reiht sie in die, ihrer Meinung nach, vollkommensten Pflanzengruppen, die Bedecktsamigen und Vereintblumenblättrigen ein. Der Laie wird geneigt sein, hierin eine Bestätigung für die Auffassung der Alten zu erblicken. Gelehrte, sofern sie am „Ignorabimus“ festhalten, werden das Einbeziehen derartiger Vorstellungen verachten.

Die heilige Hildegard, die im 12. Jahrhundert die „Physica“, ein bedeutsames Werk über Heilpflanzen schrieb, war anderer Meinung. Auf Grund der Beziehung zu den Sternen nannte sie die Primel „Himmelschluzela“ und empfahl sie als Heilmittel gegen Melancholie. Für sie wohnten in dieser Pflanze die zwölf von der Sonne aus dem Tierkreis gesammelten Kräfte. Demgemäss lautete ihre Vorschrift, der Kranke solle die Blumen „auf das Fleisch der Brust und das Herz“ legen. Dann werden die bösen Geister, weil sie die Tugend, die die Himmelschluzela von der Sonne empfängt, hassen“,

aufhören, ihn zu quälen. Doch nicht nur in diesem mittelalterlichen Kräuterbuch, sondern auch in Sagen und Märchen, die sich um die Schlüsselblume weben, wohnt ein Abglanz jenes Wissens um den Zusammenhang dieser Pflanze mit den Sternen. Sie berichten, dass Glückskinder mit ihrer Hilfe den Zugang zu unterirdischen Schätzen finden und so sich von Sorgen befreien. Man ahnt, dass in Urzeiten in derartigen Erzählungen nicht sinnliche Freude, sondern Befreiung von untermenschlichen Leidenschaften gemeint war. Wer gelernt hätte, was die Schule des Zwölfgottes vermittelt, vermöchte seine Herkules-taten zu tun und sich so von der Erdschwere zu befreien. Bestärkt wird man in dieser Meinung, wenn man die bekannte Schlüsselblumenlegende hinzunimmt: Petrus hat den Schlüssel zum Himmelstore auf der Erde verloren. Er findet ihn und lässt an der Stelle, wo er ihn aufhebt, Schlüsselblumen, Petri Schlüssel genannt, zurück.

Nicht nur Peters- sondern auch Marienschlüssel wird die Primel genannt, denn auch die Himmelskönigin hat Gewalt, den Himmel zu öffnen. Gut wäre, dass der moderne Mensch die Lehren des März, wenn die Sonne in den Fischen geht, nicht nur im Spiegel der Märzblumen sähe, dass er vielmehr versuchte, sie ohne ihre Hilfe aus den Sternen zu lesen.

Anrufung

Percy Bysshe Shelley

Selten, selten kommst du noch,
Freude, heitrer Geist.
Warum lässtest du mich doch
Tag und Nacht verwaist?
Nacht und Tag, wie sind sie schwer,
Seit du flohst und kamst nicht mehr.

Könnte denn ein Mensch wie ich
Dich zurück erflern?
Wer je glücklich blieb, reizt dich
Kaum, ihn zu verschmähn.
Falscher Geist! Der den vergisst,
Dem allein er nötig ist.

Wie vor Laubes Schatten schon
Eidechs' eilend pfeilt,
Bist von Sorge du entflohn,
Leid dich nicht ereilt;
Seufzer klagt, du seist so fern.
Klagenden hörst du nicht gern.

Nun zu heitrer Weise dicht'
Ich ein traurig Lied.
Nein, aus Mitleid kommst du nicht,
Weil dich Lust nur zieht.
Mitleid die Flügel dir schneiden will,
Die grausamen, und dann hieltest du still.

Was du liebst, ich lieb es auch,
Freude, heitrer Geist:
Erde grün von Frühlingshauch,
Nacht, gestirnumkreist,
Herbstesabend, Morgengraun,
Wenn die goldnen Nebel braun.

Ich lieb Schnee und jed Gebild,
Das vom Winter blitzt;
Wellen, Winde, Stürme wild;
Was Natur besitzt,
Und was immer reiner und frei
Von des Menschen Elend sei.